Nr. 445. 36. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Montag, 2. September 1907

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Granitblock.

Auf dem Festmahl im Landesmuseum zu Münster hat der Deutsche Kaiser am Sonnabend eine programmatische Rede gehalten, die erst jetzt in ihrem Wortlaut bekannt gegeben wird. Sie verdiente gelesen zu werden, auch wenn sie nicht aus kaiserlichem Munde gekommen wäre; denn sie ist unter allen Umständen ein menschliches Dokument von Kraft und Eigenart. Sie stellt den Versuch eines ringenden Menschen dar, sich mit der Welt auseinanderzusetzen; aber sie gewinnt natürlich noch dadurch an Bedeutung, daß sie Rechenschaft von den Grundsätzen gibt, nach denen der Kaiser über ein Volk von mehr als sechzig Millionen zu herrschen bemüht ist.

Der starke religiöse Grundzug des Kaisers tritt in dieser Rede besonders prägnant hervor. Zwar macht er auch hier wieder wie schon in seinem Briefe an den Admiral Hollmann und bei anderen Gelegenheiten einen Unterschied zwischen der Religion im streng dogmatischen Sinne und der Religion im weiteren für das Leben praktischen Sinne. Besonders bei den Orthodoxen beider Konfessionen wird der Kaiser mit dieser freieren religiösen Auffassung den Widerspruch herausfordern. Aber daß es ihm selbst mit seiner religiösen Grundstimmung bitterer Ernst ist, und daß er auch in seinem Verhalten der Opposition gegenüber sich von religiösen Motiven beeinflussen läßt, geht aus seiner Rede mit voller Entschiedenheit hervor.

Für den Kaiser ist die Religion unentbehrlich, um sich mit dem Leben abzufinden. Er hat das subjektive Gefühl, vieles erduldet zu haben, er glaubt auch, daß man ihm bitter habe weh tun wollen. Vielleicht hat er gelegentlich die politischen Kämpfe allzu persönlich aufgefaßt; vielleicht kam es auch daher, daß er sich allzu oft ohne offizielle Bekleidung in die Oeffentlichkeit stellte, wenn sich ihm der Eindruck aufdrängte, daß man ihm persönlich weh tun wolle. Das ist wohl nur in den seltensten Fällen wirklich zutreffend gewesen; auch für die Gegner des Kaisers handelte es sich nicht um seine Person, sondern um die von ihm vertretenen Grundsätze und Ziele. Aber es ist verständlich, daß für den Kaiser die Religion das unentbehrliche Mittel war, sich nicht verbittern zu lassen.

Nur will es uns scheinen, als ob der Kaiser diese Wirkung der Religion auf die Politik überschätzt. Die Politik ist ein weltliches Geschäft. Man soll bei ihr so viel wie irgend möglich den Herrgott aus dem Spiel lassen. Wenn man an der Tätigkeit des Zentrums besonders tadeln muß, daß es Religion und Politik miteinander verquickt, dann wird man auch die Bedenken gegen die Auffassung des Kaisers, sofern sie zur Richtschnur unserer Politik gemacht werden soll, nicht unterdrücken können.

Ohnehin glaubt man im Zentrum schon wieder Oberwasser bekommen zu haben. Der ultramontane „Westf. Merk." verzeichnet mit Befriedigung, daß der Kaiser, als der Bischof von Münster auf die große Zunahme der politisch widerstrebenden Elemente in Westfalen hinwies, geantwortet habe: „Da muß die Religion helfen." Wir fürchten, daß sich der Kaiser über die Wirkung dieses Hilfsmittels täuschen würde; wir vermuten auch, daß er unter Religion etwas ganz anderes versteht als ein katholischer Bischof. Für die Orthodoxie ist eben Religion und Dogma gleichbedeutend, während der Kaiser zwischen Dogma und praktischem Leben unterscheidet. Es gibt heutzutage sehr zahlreiche und sehr nützliche Staatsbürger, die auch ohne religiöse Krücke sich in der Welt zurechtfinden.

Aber wir erkennen gern an, daß der Kaiser alles vermieden hat, was die Gegensätze innerhalb der Gesamtheit verstärken könnte. Er erklärte mit erfreulicher Bestimmtheit, daß er keinen Unterschied zwischen Untertanen katholischer und protestantischer Konfession mache; und wir dürfen wohl annehmen, daß er auch alle anderen Staatsbürger, die sich diesen beiden Konfessionen nicht zuzählen, mit gleichem Wohlwollen betrachtet. Der Kaiser redete auch der Versöhnung zwischen der Landwirtschaft und der Industrie das Wort, und er versprach zugleich, an den Grundsätzen der sozialen Fürsorge für die Arbeiter festhalten zu wollen. Wenn der Kaiser die versöhnliche Einheit, die er in der Provinz Westfalen bemerkt hat, auf das gesamte Vaterland übertragen möchte, so wird diesem frommen Wunsche jeder Patriot aufrichtig zustimmen. Nur soll man auch hier nicht vergessen, daß man die Gegensätze, die nun einmal in der modernen Entwickelung liegen, nicht aus der Welt schaffen, wenn man sie zu vertuschen sucht. Nur im Kampf der Geister wird sich der Fortschritt entfalten können.

Der Kaiser gebrauchte in Anlehnung an den in letzter Zeit so viel besprochenen konservativ-liberalen Block das Bild vom Granitblock des deutschen Volkes. Ohne dem Block des Fürsten Bülow zu nahe treten zu wollen, müssen wir gestehen, daß wir zu diesem Granitblock des Kaisers doch noch etwas stärkeres Vertrauen haben. Und soweit wenigstens begrüßen wir die Ziele, die der Kaiser sich selbst und dem deutschen Volke gestellt hat, ohne Rückhalt, als wir mit ihm in der Erhaltung des Friedens die wichtigste Voraussetzung für einen weiteren kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwung des deutschen Volkes erblicken.

* * *

Die Rede des Kaisers

hatte folgenden Wortlaut:

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, den Vertretern der Provinz, die ich heute um mich versammelt habe, aus tiefster Seele meinen herzlichsten Dank auszusprechen für die Art und Weise, wie ich in dem schönen Westfalenlande allerorten empfangen worden bin. Ich möchte auch zugleich nochmals Ihnen allen im Namen Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin wiederholen, wie unendlich betrübt sie ist, daß es ihr durch den Unfall nicht vergönnt gewesen, die westfälischen Tage mitzumachen und persönlich mit Ihnen und dem westfälischen Volke in Berührung zu treten.

Die Provinz Westfalen bietet ein schönes Bild dafür, daß es wohl möglich ist, historische, konfessionelle und wirtschaftliche Gegensätze in versöhnlicher Weise zu einen in der Liebe und Treue zum gemeinsamen Vaterlande. Die Provinz setzt sich zusammen aus verschiedenen Landesteilen, von denen viele schon lange der Krone Preußen zugehören und manche erst später dazu gekommen sind. Sie wetteifern aber alle miteinander in der treuen Zugehörigkeit zu unserem Hause. Wie ich keinen Unterschied mache zwischen alten und neuen Landesteilen, so mache ich auch keinen Unterschied zwischen Untertanen katholischer und protestantischer Konfession. Sie stehen sie doch beide auf dem Boden des Christentums, und beide sind bestrebt, treue Bürger und gehorsame Untertanen zu sein. Meinem landesväterlichen Herzen stehen alle meine Landeskinder gleich nahe.

In wirtschaftlicher Beziehung bietet uns die Provinz gleichfalls ein höchst erfreuliches Bild. Es zeigt, daß die großen Erwerbszweige sich einander nicht zu schädigen brauchen, und daß die Wohlfahrt des einen auch dem anderen zugute kommt. Der Bauer bebaut seine rote westfälische Erde mit Fleiß, fest am Ueberlieferten, Althergebrachten haltend; eine kernige Natur mit eisernem Fleiß und ehrenhafter Gesinnung, von treuem Wesen, eine feste Grundlage für unser Staatswesen. Darum wird mir der Schutz der Landwirtschaft stets besonders am Herzen liegen. Der Bürger baut seine Städte in immer vollkommener Weise aus, es entstehen großartige Werke gemeinnütziger Art, Museen und Sammlungen, Krankenhäuser und Kirchen. Im Schoße Ihrer Berge ruhen die Schätze, die von fleißigen Händen der braven Bergleute gefördert, der Industrie Gelegenheit geben, sich zu betätigen, dieser Industrie — der Stolz unserer Nation — wunderbar in ihrem Aufschwung, beneidet von aller Welt. Möge es ihr vergönnt sein, rastlos auch fernerhin Schätze zu sammeln für unser Nationalvermögen und nach außen den guten Ruf der Tüchtigkeit und Güte deutscher Arbeit zu mehren.

Ich gedenke hierbei auch der Arbeiter, die in den gewaltigen industriellen Unternehmungen vor den Hochöfen und unter Tage im Stollen mit nerviger Faust ihr Werk verrichten. Die Sorge für sie, ihren Wohlstand und ihre Wohlfahrt habe ich als teures Erbe von meinem in Gott ruhenden Großvater übernommen, und es ist mein Wunsch und Wille, daß wir auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge festhalten an den Grundsätzen, die in der unvergeßlichen Botschaft Kaiser Wilhelms des Großen niedergelegt sind.

Das schöne Bild versöhnlicher Einheit, welches die Provinz Westfalen dem Beobachter zeigt, würde ich gern auf unser gesamtes Vaterland übertragen sehen. Ich glaube, daß zu einer solchen Einigung aller unserer Mitbürger, aller unserer Stände nur ein Mittel möglich ist, das ist die Religion. Freilich nicht in streng kirchlich dogmatischem Sinne verstanden, sondern im weiteren, für das Leben praktischeren Sinne. Ich muß hierbei auf meine eigenen Erfahrungen zurückgreifen. Ich habe in meiner langen Regierungszeit — es ist jetzt das zwanzigste Jahr, daß ich sie angetreten habe — mit diesen Menschen zu tun gehabt und habe vieles von ihnen erdulden müssen. Oft unbewußt und oft leider auch bewußt haben sie mir bitter weh getan. Und wenn mich in solchen Momenten der Zorn übermannen wollte und der Gedanke an Vergeltung aufstieg, dann habe ich mich gefragt, welches Mittel wohl das geeignetste sei, den Zorn zu mildern und die Rache zu stärken. Das einzige, was ich gefunden habe, bestand darin, daß ich mir sagte: „Alle sind Menschen wie du, und obgleich sie dir wehe tun, sie sind Träger einer Seele aus den lichten Höhen, von oben stammend, zu denen wir alle einst wieder zurückkehren wollen, und durch ihre Seele haben sie ein Stück ihres Schöpfers in sich." Wer so denkt, der wird auch immer milde Beurteilung für seine Mitmenschen haben. Wäre es möglich, daß im deutschen Volke dieser Gedanke Raum gewänne für die gegenseitige Beurteilung, so wäre damit die erste Vorbedingung geschaffen für eine vollständige Einigkeit. Aber erreicht kann dieselbe nur in einem Mittelpunkt werden; in der Person unseres Erlösers! In dem Manne, der uns Brüder genannt, der uns allen zum Vorbilde gelebt hat, der persönlichsten der Persönlichkeiten. Er wandelt auch noch jetzt durch die Völker dahin und ist uns allen fühlbar in unserem Herzen. Im Aufblick zu ihm muß unser Volk sich einigen. Es muß fest bauen auf seinen Worten, von denen er selbst gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht." Wenn es das tut, wird es ihm auch gelingen.

Zu solcher Mitarbeit möchte ich am heutigen Tage auffordern, insbesondere die westfälischen Männer, denn, wie ich vorher aus-

Francisco Goya.

Zur Ausstellung im Kupferstichkabinett.

Wir haben Bilder von Goya gesehen, Porträts von tiefer Wahrheit in Ausdruck und Farbe, Szenen des Lebens von zuckender Bewegtheit der Gestalten und des Lichtes, und alles dies doch wieder gebändigt durch den Willen zur Schönheit, den ihm die Tradition eingepflanzt hatte. Er war uns nicht wunderbarer und rätselhafter als jede andere bedeutende künstlerische Persönlichkeit. Jetzt stehen seine schwarz-weißen Blätter in einer langen Reihe vor uns, und zum ersten Male tritt der Spanier uns als Problem entgegen: ein ragendes Menschenbild, von dunklen Schleiern umwallt, durch die unser Auge gern seine Züge erspähen möchte. Wie sieht er aus, der diese wildesten Anklagen gegen das Tier im Menschen, den Esel und die Bestie, geschleudert hat und sie doch so moduliert, daß uns mit dem Entsetzen zugleich ein Entzücken ergreift? Und der dann in der begeisterten Schilderung der grausamen Stiergefechte sich ganz naiv als Mitglied der Herde gibt und nur mit großer Kraft ausdrückt, was alle empfinden?

In der Kunstgeschichte löst eine bequeme und kindliche Psychologie die andere ab. Der Fall Goya illustriert das ergötzlich. Früher hieß es: revolutionäre Bilder, also ein Revolutionär (als Kirchen- und Hofmaler); heute heißt es: Dokumente über ein solides Leben, also ein Biedermann. Muß man beweisen, daß beides gleich komisch ist, und daß man mit solchen Simplizitäten an ein so kompliziertes Ding wie eine Künstlerseele nicht herankommen kann?

Goya ist ein echter Sohn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Zeit, in der ein neuer, der moderne Mensch, entstand. Man könnte mit der Formel, die Burckhardt für das erste Säkulum der Renaissance anwandte, von einer neuen „Entdeckung der Welt und des Menschen" reden. Nur daß sie diesmal nicht die Schönheit, sondern die Wahrheit suchte. Scharf und erbarmungslos drangen forschende Blicke durch alle Hüllen der Illusion, mit denen die Dinge verkleidet waren. Große Geister auf allen Gebieten leiten eine Epoche der Kritik und der Karikatur ein. Man hat Kants „Kritik der reinen Vernunft" die „deutsche Guillotine" genannt. Es waren damals viele Guillotinen in Betrieb.

Ein Paar dieser scharfen und erbarmungslosen Augen saßen in dem Kopfe Goyas. Wenn er Kirchenbilder und Hofporträts malte, Aufträge ausführte, hielten sich seine Blicke zurück. Gewiß, er liebte einer süßen und schmeichlerischen Manier eine realistische Art entgegen, die sich schroff genug betont haben mag. Aber er blieb am Ende doch in den Grenzen, die seine Stellung mit sich brachte. Wo er aber frei schuf, da ist er von einer furchtbaren und satanischen Kraft. Man hat ihn mit Hogarth zusammen genannt. Gewiß, die Zeitgenossenschaft ist unverkennbar. Aber, aber! Das Verhältnis ist wie das eines moralisierenden Pastors zu einem zürnenden Propheten. Goya ist überlebensgroß.

Hogarth kann sich mit den Mitteln des Realismus vollständig aussprechen, Goya braucht ungeheure Uebertreibungen. Seine Ausschnitte aus dem Leben bedrücken und quälen wie fratzenhafte Nachtgesichte. In den Köpfen und Gestalten dringen die heimlichen Laster durch die menschliche Maske. Oder die Menschen verwandeln sich ganz in Tiere. Und zu diesem wimmelnden Dunkel aller gegen alle bilden unbestimmte dunkle Räume den unheimlichen Hintergrund. Die Welt ein Paradies, sagen uns die großen Leuchtenden. Dieser große Finstere sagt: Die Welt eine Hölle. Alle Pessimisten, die nach ihm kamen, erscheinen im Vergleich ruhig und beinahe wohlwollend.

Man kann nicht alle Blätter der „Capriches" (Satiren), der „Desastros de la guerra" (Greuel des Krieges), der „Proverbios" (Sprichworte) beschreiben. Alles wird vernichtet. Der Edelmann? Ein Esel, der erfreut in der Chronik seines Geschlechtes nachsieht, wieviel Esel seine Ahnenreihe bilden. Der Arzt? Ein Esel, der wichtigtuerisch bei dem Kranken sitzt und wartet, an welcher Krankheit er wohl sterben wird. Das Liebesleben? Fratzenhafte Nachtvögel mit Männerköpfen, die ein junges Weib umschwirren; Kupplerinnen, die Männerpuppen schmatzend aufsaugen; Dirnen, die gerupfte Gimpel mit frechem Lachen auslegen. Der Krieg? Ein viehisches Sichzerfleischen entmenschter Kreaturen. Die Kirche? Seht ihr Werk, den Leichnam eines Erdrosselten mit dem Kreuz in der Hand.

Ruhig und fast philiströs schaut der Mann darein, in dessen Phantasie das Leben diese grausigen Bilder weckte. Laßt ihr euch täuschen? Aber sie haben schließlich alle anderen Vorstellungen aus seinem Hirn herausgedrückt, daß er mit den grausigsten schließlich sein einsames Haus schmückte.

Dieser Mann, der so das Leben sah, war ein großer Bildner und, was davon untrennbar ist, ein fanatischer Handwerker. Alle Kraft des Gestaltens, alle Raffinements der Technik setzte er daran, seinen Visionen Gestalt zu geben. Und es entsteht der nicht seltene, aber dem Nichtkünstler niemals ganz begreifliche Konflikt, daß der Künstler „liebt", was der Mensch haßt: verzerrte und verkrampfte Leiber, vertierte Gesichter sind ihm das Mittel, seine Kunst zu zeigen. War es Balzac, der von dem monstre literaire gesprochen hat, von dem Menschen, dem schließlich alles nur „Stoff" ist? Man könnte allgemeiner von dem monstre artistique sprechen. Und vielleicht wäre das die Formel für Goya.

Die Freude an dem rohen Spiel der „Tauromaquia", die er mit seinem spanischen Volke teilt, deutet auf eine gewisse Grausamkeit. Und wenn die sittliche Tendenz seiner Blätter unzweifelhaft und sicher auch echt ist, so ist doch die Art seiner Sprache ohne einen solchen Zug seines Wesens, von dem er nicht zu wissen brauchte, unmöglich gewesen. Wie ja auch in den Deutlichkeiten alter und neuer Buhjrediger mit dem Worte eine überreizte Sinnlichkeit ausbricht.

So sind aus den grimmigen Zerrbildern Entzückungen für den Feinschmecker geworden. Die fabelhafte Leichtigkeit des prägnanten Striches, der niemals forrekt, aber immer richtig ist, die geistreiche Technik der Radierung, in der die Aquatintaflächen mit der Arbeit der Nadel vervollständigt und belebt sind, machen sie dazu. Sie stehen einzig in der Geschichte der Kunst, und wie alles Einzige werden sie bleiben, ganz gleich, ob man Goya, wie heute viele, unter die ganz Großen stellt oder nicht.

*

Mit dieser Ausstellung der Blätter Goyas, von denen die meisten erst von ihm erworben sind, hat Max Lehrs den neuen Ausstellungssaal des von ihm geleiteten Kupferstichkabinetts bedeutend und glücklich eingeweiht. Solche Veranstaltungen sollen und werden dazu führen, daß auch in Berlin wie anderswo die edle Schwarzweißkunst zu ihrem Rechte neben den Schwesterkünsten kommt.

Fritz Stahl.

Die kleine Mäntelnäherin.

Von

Paul Block.

Paris, im August.

Ach, sie hatte nichts von Gabriele, der lustigen kleinen Handschuhmacherin des noch lustigeren Jaques Offenbach. Sie war zierlich und biegsam, mit zarter Taille und breiten Hüften, einem braunen Wuschelkopf und lachenden Augen, ein wenig kokett und ein wenig schmutzig, wie die meisten kleinen Arbeiterinnen in Paris, aber ohne jede Spur von künstlerischer Prägung. Eine ganz gewöhnliche Midinette, die ihr Frühstück mit den anderen aus dem Atelier auf einer Bank im Tuileriengarten verzehrt, und die von der Literatur nichts anderes kennt als das